

INTERVIEW

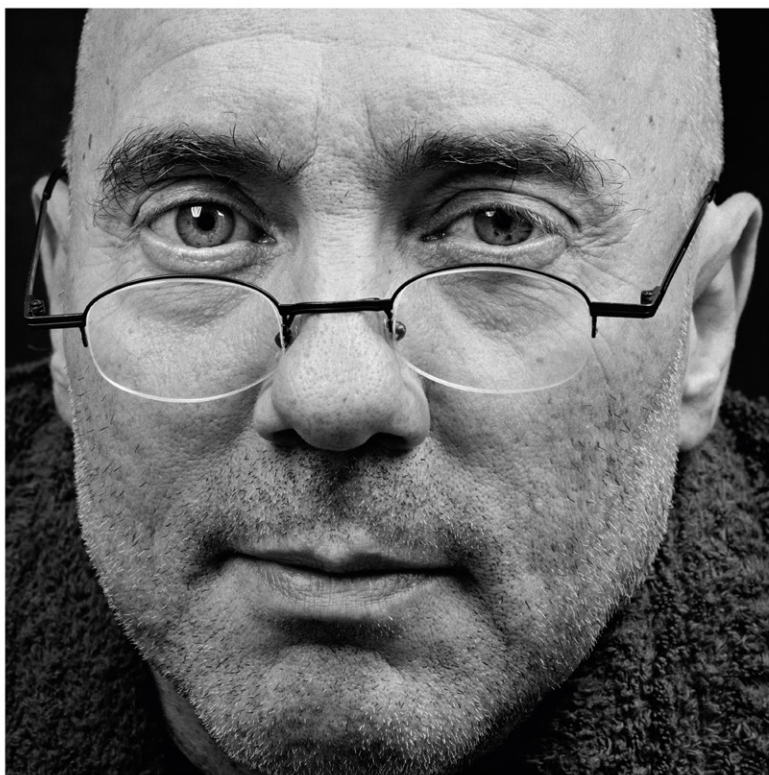
Damian Zimmermann im Gespräch mit Walter Schels

Lachen ist bloße Grimasse

Walter Schels (Jahrgang 1936) gehört zu den spannendsten Persönlichkeiten in der deutschen Fotografieszene. Seit Jahrzehnten widmet sich der gebürtige Landshuter in seinen Porträts den Extremen: So fotografierte er Menschen kurz vor und nach ihrem Tod, Säuglinge direkt nach der Geburt, transsexuelle Jugendliche und Menschen mit Behinderungen, aber auch für seine eindringlichen Porträts von Tieren ist Schels bekannt. Im Haus der Photographie in den Deichtorhallen in Hamburg ist bis zum 3. Oktober seine Ausstellung „Leben“ zu sehen.



Walter Schels, Hamburg, 2017, Fotograf: Raoul Manuel Schnell, © Walter Schels



Heiner Schmitz, 2003, Aus der Serie »Noch mal leben«, © Walter Schels

ProfiFoto: Sie selbst sind beim Fotografieren zweimal knapp mit dem Leben davon gekommen. 1982 wurden Sie in Berlin von einem Panda-bären angefallen: der Panda biss Ihnen den halben Zeigefinger ab und verletzte Sie an den Armen und Beinen so stark, dass Sie zwei Monate im Krankenhaus verbringen mussten. Und bei einem Flug über Südafrika haben Sie sich zum Fotografieren gegen die Tür gelehnt und diese dabei versehentlich geöffnet, so dass Sie beinahe aus dem Flugzeug gefallen wären. Gleichzeitig sind Sie bekannt für Ihre Fotografien über Menschen in Extremsituationen: Sterbende, Tote, Neugeborene, Behinderte, Transsexuelle. Haben Sie eine Erklärung dafür, warum Sie sich für diese fundamentalen Themen interessieren?

Walter Schels: Ich denke, das hat auch biographische Gründe. Bei Kriegsende war ich neun Jahre alt. Es war eine schreckliche, autoritäre Zeit. Als Kind habe ich nach einem Fliegerangriff Leichen identifiziert und den abgetrennten Kopf unserer Nachbarin gefunden. Meine ganze Kindheit und Jugend war geprägt von Ängsten. Die wollte ich überwinden. Und als Fotograf hatte ich die Möglichkeit, Dinge zu tun, die ich ohne Kamera nie erleben würde.

Sie haben ursprünglich als Dekorateur angefangen und sind dadurch auch ein bisschen herumgekommen. Von Landshut ging es nach Barcelona und von dort aus nach Kanada, wo Sie in verschiedenen Städten gelebt haben. Aber die Fotografie war auch damals schon wichtig für Sie?

Ja. Inspiriert hat mich mein älterer Bruder. Er hatte als einziger in unserer Familie eine Kamera. Er war 14 Jahre älter als ich und als Soldat im Krieg, aber wenn er Urlaub hatte, war er bei uns und hat uns fotografiert. Hätte er das damals nicht gemacht, dann hätte ich kein einziges Bild aus dieser Zeit. Ich wusste nicht, wie ich als Kind ausgesehen habe. Mit seiner Kamera war mein Bruder mein Vorbild, wobei er nie künstlerisch fotografiert hat. Er hat geknipst, so wie ich heute mit meiner kleinen, digitalen Kamera knipse. Aber er hat gerne fotografiert, ich glaube, das ist das Entscheidende. Ich war vielleicht zwölf Jahre alt, als ich ihn an einem Sonntag gebeten habe, mir zum ersten Mal seine Kamera auszuleihen. Ich ging mit der Kamera spazieren und machte nur wenige Fotos von schönen Steinen oder Blumen,

Filme waren ja kostbar. Das machte mir große Freude. Später schenkte mir mein Bruder eine Agfa-Box.

Sie haben sich früh eine Leica gekauft.

Ich machte noch meine Lehre als Dekorateur, da entdeckte ich im Schaufenster eines Fotoladens eine gebrauchte Kamera für 50 Mark, die wollte ich eigentlich kaufen. Im Laden servierte mir der Verkäufer dann aber auf rotem Samt eine neue Leica 1f. Sie kostete 300 Mark, das war damals für mich ein Jahresgehalt. Ich kaufte sie in Raten. Diese Kamera wurde mein liebster Freund. Bald entwickelte und vergrößerte ich auch meine eigenen Fotos. Später reiste ich viel, zum Beispiel ein halbes Jahr lang durch Mittel- und Südamerika, und schon damals wäre mir das ohne Kamera sinnlos erschie-

nen. Das Geld für diese Reisen verdiente ich als Dekorateur, in Modehäusern in Barcelona, Genf, Kanada.

Warum haben Sie sich schließlich dafür entschieden, Fotograf zu werden?

Mit 30 fand ich, ich hätte nun genug Schaufenster dekoriert. Ich ging nach New York, um dort mein geliebtes Hobby zum Beruf zu machen. Ursprünglich dachte ich daran, Modofotograf zu werden – das lag an meiner Dekorateur-Vergangenheit. Damals las ich natürlich die Harper's Bazaar und die Vogue, um auf dem aktuellen Stand zu sein, dabei interessierte mich Mode gar nicht. Bei den Shootings fand ich schon immer die Menschen interessanter, die in den Klamotten steckten. Ich war aber ein scheuer junger Mann, und die Kamera half mir, diese Scheu zu überwinden.

Sie sind auch bekannt für Ihre eindringlichen Tierporträts. Und interessant ist, dass Sie diesen Rückschluss ziehen, dass ein Tier beim Fotografieren keine Rolle spielen muss. Es muss sich nicht verstellen, es muss nicht lächeln oder eine Mimik aufsetzen. Hat sich durch die Beschäftigung mit Tieren auch Ihr Blick auf Menschen verändert? Sie sind ja ein großer Gegner des Lächelns bei Porträtfotografien.

Das typische Fotolächeln versteckt mehr, als es offenbart – wie eine Uniform. Noch schlimmer ist das Lachen. Es verzerrt das Gesicht zur Grimasse. Es verändert auch den Blick, also die Augen. Also, Lachen finde ich wirklich ganz widerlich. (lacht) Das Problem hat man bei Tieren nicht. Aber es ist trotzdem harte Arbeit, Tiere im Studio so zu fotografieren, wie ich sie fotografiert habe. Man muss schnell sein, weil sich manche Momente nicht wiederholen. Mich fasziniert, wie auch beim Menschen, der direkte Blickkontakt. Ich fühle mich von diesen Tieren direkt angesehen.

Das erinnert mich an Ed Panar und sein Buch „Animals that saw me“. Er läuft herum und fotografiert Tiere genau in dem Moment, in dem sie in anschauen und man denkt, dass eine Verbindung stattfindet – egal ob Katze, Hund, Kuh, Krähe oder Eichhörnchen.

Ja, das mache ich auch. Wenn ich vor dem Supermarkt so einen armen Hund an der Leine festgebunden sehe, kann ich kaum anders, als ihn zu knipsen. Das sind schnelle Augenblicksbegegnungen, und manche Hunde kriegen Angst, wenn ich Ihnen mit der Kamera nahekomme. Dann rede ich ihnen gut zu. Für ein Porträt im Studio braucht das Tier jedoch wirklich das Gefühl der Sicherheit. Bis man zu dieser Ruhe kommt, dauert es. Ähnlich wie beim Menschen. Auch



da muss ich mein Gegenüber davon überzeugen, dass ich ihm nichts Böses will. Vor allem Menschen, die oft fotografiert werden, Politiker zum Beispiel, empfinden häufig eine Abwehr gegenüber Fotografen. Weil sie schon oft die Erfahrung gemacht haben, dass sie sich auf deren Bildern nicht gefallen.

Sie haben gesagt, dass Sie vor Menschen eine gewisse Scheu hatten. Wie haben Sie die überwunden?

Ich habe angefangen, Menschen zu fotografieren, die ich schätzte, zum Beispiel, weil ich ihre Bücher gelesen hatte. Oder weil ich ihr Klavier-

spiel bewunderte. Die Kamera gab mir die Legitimation, mich ihnen zu nähern. So habe ich einige hundert Porträts von Prominenten fotografiert, ohne Auftrag. Begonnen habe ich 1980 mit Porträts von Andy Warhol und Joseph Beuys. Später folgten Persönlichkeiten wie der Dalai Lama, Yehudi Menuhin, Karl Popper. Ich wollte all diese Menschen kennenlernen. Ohne Kamera wäre mir das gar nicht möglich gewesen. Ich fühlte mich damals recht minderwertig.

Wegen Ihrer Herkunft?

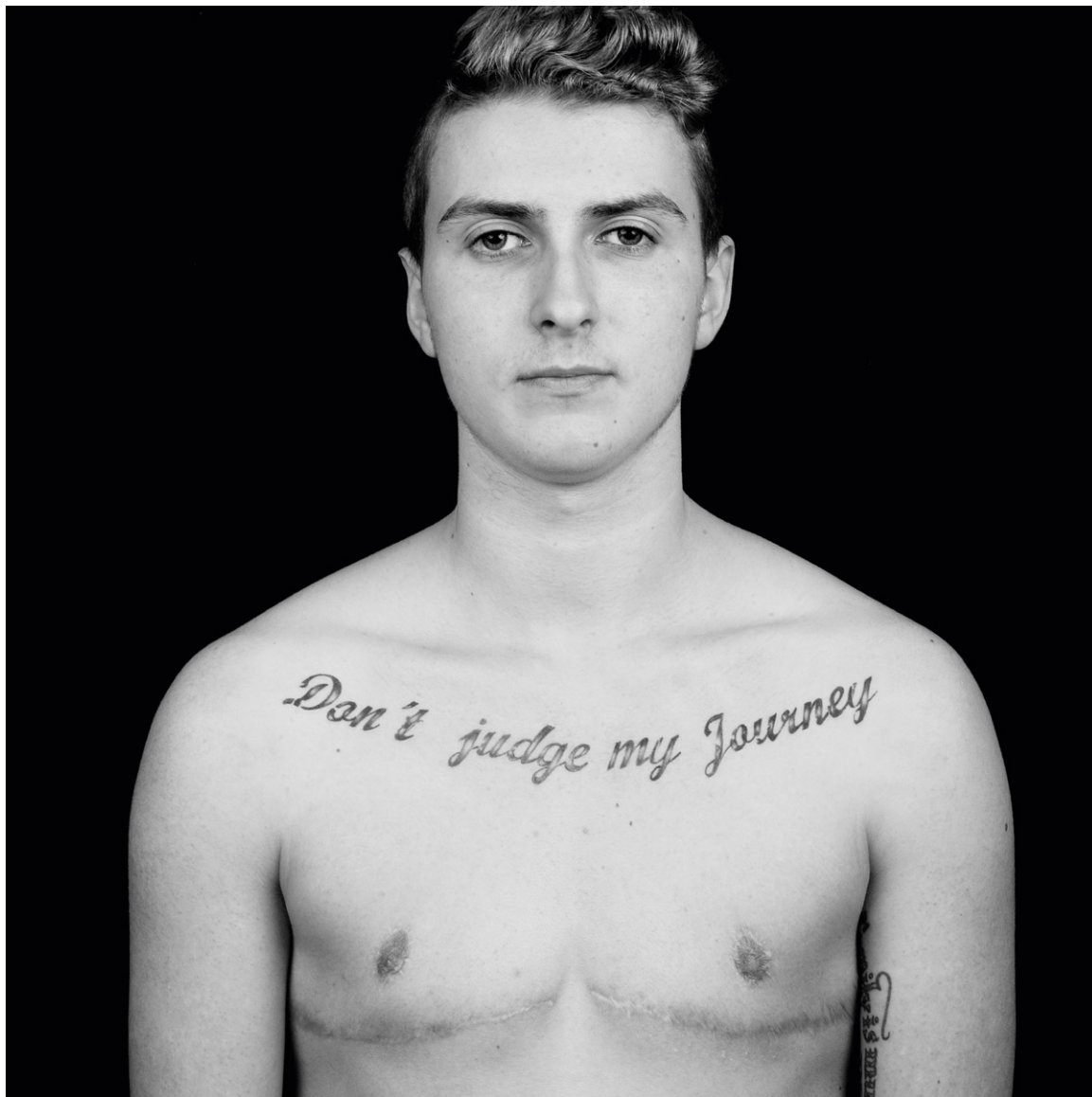
Ja, weil ich aus dem kleinen, engen Landshut kam. Mein Vater fuhr mit

einem Lastwagen Mehl aus. Das einzige Buch, was wir zu Hause hatten, war das katholische Messbuch. Aber ich bin auch ein geborener Melancholiker. Zugleich war ich jähzornig. Ich hatte immer Probleme mit Hierarchien und Gehorsam. Als ich noch Dekorateur war, bekamen das meine Vorgesetzten zu spüren. Heute explodiere ich zum Glück nicht mehr.

Würden Sie die Ausstellung in den Deichtorhallen als Retrospektive bezeichnen? Ich meine, hier hängen mehr als 300 Fotos von Ihnen.

Nein, eine Retrospektive ist es nicht. Die Ausstellung zeigt einen Quer-

Lias, 2016, Aus der Serie Transsexuell, © Walter Schels



schnitt durch einen wichtigen Teil meines Werks – den, der sich mit dem Menschen beschäftigt. Anderes kommt als Verweis vor – vier Tierporträts, vier Blumenbilder, von jeweils hundert von Arbeiten, die über Jahrzehnte entstanden sind, und die noch heute entstehen. Es sind nur wenige Reportagebilder zu sehen. Vor allem aber fehlen experimentelle Arbeiten, mit denen ich mich seit den 70er Jahren intensiv beschäftige. Und es gibt in meinem Negativarchiv unzählige Bilder, die ich genau im Kopf habe, aber noch nie vergrößert.

In der Ausstellung sehen wir auch einen Teil ihrer neuen Arbeit über transsexuelle Jugendliche. Es sind

Die gesamte Fotografie ist für mich eine Herzensangelegenheit. Wenn Sie nicht diese Leidenschaft haben, sollten Sie einen anderen Beruf machen

Walter Schels

sehr typische Schels-Porträts: keine dramatische Lichtführung, schwarzer Hintergrund, neutraler Gesichtsausdruck und direkter Blick in die Kamera. Warum machen Sie das?

An dieser Serie arbeite ich jetzt seit sechs Jahren. Sie umfasst mittlerweile Porträts von etwa 30 Jugendlichen, die jüngsten sind elf, die ältesten inzwischen 20 Jahre alt. Ich versuche, alle in regelmäßigen Abständen zu fotografieren. Dabei geht es mir darum, die subtilen Veränderungen im Gesicht sichtbar zu machen. Das gelingt nur, wenn ich bei allen ein vergleichbares, eher flaches Licht einsetze und ohne Effekte fotografiere. Meine Konzentration richtet sich vor allem auf den Ausdruck der Augen. Die Stärke dabei liegt in der Einfachheit. Wer aber glaubt, das sei einfach, der täuscht sich.

Bei ihren Toten-Porträts haben Sie aber ein anderes Licht eingesetzt als bei den Fotos der Lebenden. Ich habe mich gefragt, warum Sie das gemacht haben.

Die Serie von Porträts von Menschen im Hospiz, vor und nach ihrem Tod fotografiert, entstand in Zusammenarbeit mit Beate Lakotta, meiner Frau. Sie

ist Journalistin, sie hat die Geschichten der Porträtierten dokumentiert. Es war eine existenzielle Erfahrung für uns beide. Aber auch technisch war es besonders schwer, bei diesen Doppelporäts zu einer Einheitlichkeit im Sinne der Serie zu kommen. Das Porträt des Gestorbenen sollte gleichwertig zu dem des Lebenden sein. Der Lebende schaut bewusst in die Kamera, es ist sein individueller Beitrag zu dieser Serie, angesichts des nahen Todes sein Gesicht zu zeigen. Beim Gestorbenen braucht es eine andere Lichtführung und Perspektive um diese Würde beizubehalten. Wir haben an den Toten nichts verändert, aber wir haben die Augen oder den Mund mit der Lichtführung geschlossen. Das ist Millimeterarbeit, das kriegt man alleine nicht hin, man braucht jemanden, der die Lampen hält. Warum ich das gemacht habe? Weil für mich der Sinn in dieser Serie nicht darin lag, meine eigenen Ängste vom Tod weiter zu geben. Es ging darum, sie zu überwinden, hauptsächlich für mich selbst. Offenbar überträgt sich das auf viele Betrachter.

Fühlen Sie sich Ihren Modellen verpflichtet? Oder dass Sie eine Verant-

wortung für sie und ihre Bilder haben?

Im Falle der Toten empfand ich die Verantwortung, Porträts zu machen, mit denen die Porträtierten hätten leben können. Und auch die Hinterbliebenen. Schließlich waren sie uns alle mit großem Vertrauen begegnet. Kritiker beanstanden manchmal, die Bilder der Gestorbenen seien zu schön. Dabei ist das absolut keine Zeichner-Fotografie. Ich sehe nur keinen Sinn darin, den Gestorbenen anders zu behandeln als den Lebenden. Ich kann jedes Gesicht, egal ob alt oder jung, durch Licht und Perspektive abstoßend oder auf lächerliche Weise verzerren. Das gelingt selbst beim schönsten Fotomodell. Nur käme da niemand auf die Idee, zu bemängeln, dass man es nicht tut. Die entscheidende Frage ist doch: Was ist der Sinn einer Fotografie? Eine Reportage zeigt die Wirklichkeit anders als ein Porträt, das im Studio entsteht. Beides ist real, beides ist subjektiv, beides steht für mich gleichwertig nebeneinander, aber es lässt sich nicht vergleichen.

Ihre Projekte sind also immer Herzenthemen?

Ja, die gesamte Fotografie ist für mich eine Herzensangelegenheit. Wenn Sie nicht diese Leidenschaft haben, sollten Sie einen anderen Beruf machen. Bei der Hospiz-Serie zum Beispiel haben uns alle abgeraten, ein solches Projekt zu machen.

Warum?

Weil die Menschen den Tod fürchten. Manche sagten: Warum macht ihr nicht lieber etwas Positives? Aber für mich war das positiv. Ich habe es gemacht, in der Hoffnung, Ängste und Alpträume zu überwinden, die mich seit meiner Kindheit begleiteten – die ganzen Leichen, Särge, die ausgehobenen Gräber, die ich gesehen habe. Und es ist gelungen. Im Hospiz habe ich gelernt, Leichen anzufassen, was meine größte Angst war. Ich habe heute keine Angst mehr, wenn ich einen Sarg sehe. Ein Riesenerfolg. Aber das soll nicht heißen, dass ich keine Angst mehr vor dem Tod habe. Dafür habe ich noch zu viel vor.

Wie sind Ihre weiteren Pläne?

Ich freue mich darauf, die Serie „Transsexuell“ zum Abschluss zu bringen, am besten mit einem Buch und Ausstellungen, die die ganze Spannweite der Serie zeigen. Und es gibt noch so viel aufzuarbeiten! Viele Porträts, etwa die von mehr als hundert Musikern, sind noch nicht geordnet, geschweige denn vergrößert. Mein komplettes Farbachiv wartet auf Erlösung. Dazu kommen all die Kartons mit Collagenmaterial, das ich seit Jahrzehnten sammle. Ordnung ist das halbe Leben? Nein, es ist das ganze Leben. Die Frage ist: Wie lange dauert es?